

PThI

Pastoraltheologische
Informationen

Geht Kirche anders?

Zum Innovations- und Veränderungspotenzial
der klassischen Sozialformen

Evangelium kommunizieren – arbeitsteilig auf vielfältigen Wegen

Abstract

In der pluralen Landschaft der kirchlichen Sozialformen in Deutschland ist die Form „Ortsgemeinde“ oder „Pfarrei“ dominant. Sie besitzt bestimmte Stärken, ihre Entstehung aus vor- und frühmodernen Kontexten lässt jedoch spätmodern Innovationsbedarf entstehen. Zu dessen Bestimmung kann an die drei impliziten Leitbilder angeknüpft werden, denen die Ortsgemeinde folgt: der Institution, der Organisation und der Gruppe. Interpretiert man die entsprechenden Traditionen für die Spätmoderne neu, folgt daraus ein arbeitsteiliges Verständnis der Sozialformen, das Evangelium auf vielfältigen Wegen in seinem jeweiligen Kontext mit unterschiedlichen Menschen zu kommunizieren.

The form of the parish dominates the pluralistic landscape of the ecclesiastical social welfare systems in Germany. It has particular strengths but its development from pre- and early modern contexts result in the current postmodern need of innovation. In this regard, the three implicit guiding principles of the parish are illuminating: the institution, the organization, and the group. If one reinterprets the prevailing traditions for the postmodern world, one will gain an understanding of the social welfare system based on the sharing of responsibilities and tasks. Thus, the Gospel is communicated in diverse ways in its particular context with different human beings.

1. Zum Innovations- und Veränderungspotenzial der klassischen kirchlichen Sozialformen

Bereits wie man die „klassischen kirchlichen Sozialformen“ beschreibt, folgt ja einer bestimmten Interpretation und Deutung von „Kirche“ und ihrer Organisation, auf der die Sicht auf das „Innovations- und Veränderungspotenzial“ dieser Formen dann aufbaut – diese muss also zunächst skizziert werden (1.1). In einem zweiten Schritt soll dann nach den Stärken und den Schwächen dieser Sozialformen, insbesondere der Ortsgemeinde bzw. Pfarrei, gefragt werden (1.2), damit dann anschließend die Chancen in Richtung Innovation und Veränderung beschrieben werden können (1.3).

1.1 Prinzipien kirchlicher Organisation

Meiner Wahrnehmung nach sind die Sozialformen der beiden großen Kirchen in Deutschland¹ durch eigentümliche Ambivalenzen und Pluralitäten auf unterschiedlichen Ebenen gekennzeichnet.²

¹ Die katholische und die evangelische Kirche unterscheiden sich dabei in manchen theologischen Denkfiguren und auch in der Verhältnisbestimmung zwischen unterschiedlichen Sozialformen

Einerseits ist eine kirchliche Sozialform dominant – die territorial definierte Ortsgemeinde, Parochie oder Pfarrei –, andererseits gibt es faktisch eine Pluralität von Organisationsformen. Diese werden in der katholischen Nomenklatur meist unter „kategorialer Seelsorge“ gefasst, in der evangelischen Kirche uneinheitlich als „funktionale Dienste“, „Werke“, „gesamtkirchliche Einrichtungen“, „übergemeindliche Arbeit“ etc. bezeichnet. Dabei ist das Verhältnis zu den parochialen Strukturen bemerkenswert ungeklärt. Sie können als eigenständiges kirchliches Angebot gefasst werden oder aber als Unterstützung und Entlastung der Ortsgemeinde mit konkreter Zuarbeit verstanden werden. Erschwerend wirkt dabei, dass unter der gleichen Begrifflichkeit hinsichtlich Aufgaben und Ausrichtungen völlig Unterschiedliches zusammengefasst wird.

Diese nichtparochialen Organisationsformen sind nun wiederum in sich selbst uneinheitlich. Sie folgen unterschiedlichen Konstitutionslogiken, sodass neben das territoriale Prinzip der Parochie ein funktionales, ein personales, ein konfessionelles und ein biografisches Prinzip treten³ (wobei nicht jede Gemeinde oder kirchliche Arbeitsform exakt einem Prinzip zugewiesen werden, sondern sie sich gelegentlich überschneiden können).

- Das bereits aus dem Mittelalter stammende territoriale Prinzip verbindet sich seit dem 9./10. Jahrhundert mit einer Zuweisung: Alle in einem Bezirk lebenden Mitglieder der evangelischen Kirche werden als Gemeindeglieder einer bestimmten Parochie erfasst (so sie sich nicht aktiv umgemeinden lassen). Von der Konstitutionslogik her ist es prinzipiell nicht vorgesehen, dass Parochien deutlich unterscheidbare Profile entwickeln, sondern sie sind an der religiösen Versorgung aller Kirchenmitglieder einer Konfession orientiert.
- Das funktionale Prinzip folgt einer inhaltlichen Logik: Die Teilnehmenden kommen aufgrund eines bestimmten Angebots zusammen, das häufig auf bestimmte Zielgruppen ausgerichtet ist (z. B. Akademien, Frauenwerke, Citykirchenarbeit).
- Im personalen Prinzip entscheiden sich die Einzelnen für eine bestimmte Gemeinde, der sie dann auf Dauer angehören, häufig aufgrund einer hauptamtlichen Person.

durchaus, die grundlegende Struktur scheint mir jedoch erstaunlich parallel zu sein. Ich deute dies als Indikator dafür, dass für die Sozialformen weniger theologische Begründungen als soziologische Gegebenheiten ausschlaggebend sind. Dieser Artikel ist aus evangelischer Perspektive verfasst und ich bin außerordentlich gespannt auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu den Sichtweisen der katholischen Kolleg*innen in diesem Band.

² Vgl. dazu Eberhard Hauschildt – Uta Pohl-Patalong, Kirche (Lehrbuch Praktische Theologie), Gütersloh 2013, 256–270.

³ Mit den ersten Dreien folge ich einem Vorschlag von Frank Löwe, das biografische Prinzip habe ich ergänzt. Vgl. Frank W. Löwe, Das Problem der Citykirchen unter dem Aspekt der urbanen Gemeindestruktur. Eine praktisch-theologische Analyse unter besonderer Berücksichtigung von Berlin, Münster 1999, 306–312.

- Für das konfessionelle oder Bekenntnisprinzip ist eine bestimmte Frömmigkeit bzw. theologische Einstellung leitend, wie eine charismatische Ausrichtung oder eine reformierte Gemeinde in einer mehrheitlich lutherisch geprägten Gegend.
- Das biografische Prinzip entsteht schließlich aufgrund differenter Lebenssituationen von Menschen, wie einem Krankenhaus- oder Gefängnisaufenthalt, Kur oder Urlaub, Militär, Studium oder das Leben als Schausteller*in.

Die dominante Form der Parochie hat sich in den letzten Jahrzehnten pluralisiert und hat die anderen Prinzipien teilweise in sich selbst aufgenommen. Sie begreift sich nicht mehr nur von ihrem Bezirk und der religiösen Versorgung ihrer nominellen Mitglieder her, sondern viele Ortsgemeinden setzen „funktionale“ Schwerpunkte und entwickeln Profile, ziehen „personal“ Menschen aus einem größeren Umfeld an, zeigen „konfessionell“ bestimmte theologische Profile oder konzentrieren sich schwerpunktmäßig „biografisch“ auf bestimmte Zielgruppen. Vor allem aber wählen die Kirchenmitglieder besonders in den Städten längst selbst, wo sie an welchen kirchlichen Angeboten teilnehmen.

Diese neuere Entwicklung der Spätmoderne kreuzt sich mit den Konsequenzen des frühmodernen Neuentwurfs der Parochie Ende des 19. Jahrhunderts.⁴ Die beiden großen Kirchen reagierten mit der Neukonzeption von Gemeinde auf die Bevölkerungsexplosion in den großen Städten als Folge der Industrialisierung. Emil Sulze auf evangelischer und Heinrich Swoboda auf katholischer Seite setzten sich für gegliederte „überschaubare“ Gemeinden ein, die in der Anonymität der modernen Welt einen „Hort der Liebe“ darstellen und soziale Gemeinschaft unter christlichem Vorzeichen generieren sollten. Die soziale Gruppe wurde zum neuen Leitbild für die kirchlichen Sozialformen, architektonisch versinnbildlicht im neu entstehenden Gemeindehaus,⁵ dem jedoch immer nur von einer Minderheit gefolgt wurde. Dabei blieb die Aufgabe der sakramentalen und sonstigen religiösen Versorgung der gesamten der Gemeinde zugewiesenen katholischen oder evangelischen Mitglieder, und damit der Charakter als kirchliche Institution, jedoch bestehen.

Neben diese beiden Leitbilder der Gruppe und der Institution ist seit den 1990er Jahren im Zuge der Aufnahme betriebswirtschaftlicher und unternehmerischer Logiken das Leitbild der Organisation hinzugetreten. Heute finden sich die Leitbilder Kirche als Institution, Kirche als Organisation und Kirche als Gruppe nebeneinander. Sie stehen gelegentlich in Konkurrenz zueinander, können sich jedoch auch sinnvoll ergänzen, wofür das Denkmodell des „Hybrid“ dann aussagekräftig erscheint.⁶

⁴ Vgl. dazu ausführlich Uta Pohl-Patalong, Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 2003, 97–109.

⁵ Vgl. Uta Pohl-Patalong, Art. Gemeindehaus, erscheint in WiReLex 2017 (Wissenschaftlich-Religionspädagogisches Lexikon im Internet, s. <https://www.bibelwissenschaft.de/wirelex/wirelex/>).

⁶ Vgl. Hauschildt – Pohl-Patalong, Kirche (s. Anm. 2), 216–220. Zum Folgenden vgl. ebd., 138–216.

- Das Bild der Kirche als *Gruppe* ist von einer Verbindung von sozialen Beziehungen und Glauben geprägt. Zentral ist das Bedürfnis nach Gemeinschaft. In der religiösen Gruppe kann Glauben besonders intensiv erlebt werden und sie bestärkt darin, anders zu leben und Werte intensiver zu pflegen, als es der Durchschnitt der Gesellschaft tut. Gruppen leben immer von Abgrenzung gegen andere, die nicht der Gruppe angehören.
- Wird die Kirche als *Institution* verstanden, wird sie als selbstverständlicher Bestandteil der Gesellschaft mit Aufgaben für diese wahrgenommen. Sie ist dann von Traditionen und Selbstverständlichkeiten geprägt und repräsentiert etwas Bleibendes und Zeitloses. So symbolisiert das flächendeckende Netz von Pfarreien eine grundsätzliche Zuständigkeit der Kirche für Menschen und grundlegende gesellschaftliche Fragen. Gerade auf dem Land, im Osten noch stärker als im Westen, ist es ein hoher Wert, dass sich die Kirche dort nicht zurückzieht, wo viele andere Institutionen und Einrichtungen nicht mehr präsent sind. Die flächendeckende kirchliche Präsenz wird auch als Grundlage der religiösen Sozialisation gesehen.
- Wird Kirche hingegen als *Organisation* verstanden, dann stehen Ziele und Zwecke im Vordergrund. Wofür sie da ist, wird klar benannt. Ein bestimmtes Profil ist wichtig, das von anderen Organisationen abgrenzt. Eine Organisation muss sich um die Pflege ihrer Mitglieder und die Gewinnung neuer Mitglieder kümmern. Sie kann sich bewusst in eine bestimmte Richtung entwickeln und Veränderungen daher recht rasch umsetzen. In dieser Logik kann die Kirche aufmerksam und flexibel auf die jeweiligen Gegebenheiten und Bedürfnisse in ihrem Umfeld eingehen und sich daran ausrichten. Die „funktionale“ Logik wird gestärkt, so können Gemeinden Profile entwickeln und neue Formen kategorialer Seelsorge werden gefördert.

1.2 Stärken und Schwächen kirchlicher Sozialformen

Wo liegen nun die Stärken und Schwächen dieser pluralen und ambivalenten Landschaft kirchlicher Sozialformen, aus denen sich das Innovations- und Veränderungspotenzial ergibt? Auch diese scheinen sich mir auf mehreren Ebenen zu zeigen, die ich kurz nennen werde. Vorrangig werde ich mich dann aber auf die Ortsgemeinde konzentrieren und für diese die konstruktiven Perspektiven entfalten.

Zunächst bildet bei aller Ambivalenz, Unübersichtlichkeit und auch Konkurrenz der Sozialformen ihre Pluralität eine große Stärke. In der gesellschaftlichen und religiösen Pluralität der Spätmoderne kann keine einzelne Sozialform alle Menschen ansprechen, die prinzipiell offen für und interessiert an christlichen Inhalten sind. Milieutheoretisch ist deutlich, dass Faktoren wie Alter, Geschlecht, Bildung, Gemeinschaftsorientierung, ästhetische Ausrichtung, regionale Orientierung etc. einen erheblichen Einfluss darauf haben, welche Zugänge zur Kirche und damit auch zur Kommunikation

des Evangeliums für Menschen attraktiv und sinnvoll sind.⁷ Jede Sozialform spricht daher bestimmte Menschen an – und eine Pluralität von Sozialformen erhöht die Chancen beträchtlich, unterschiedliche Menschen auf unterschiedlichen Wegen anzusprechen. Insofern ist es eine wesentliche Stärke der großen Kirchen in Deutschland, dass sie dies auf vielfältigen Wegen und in unterschiedlichen Organisationsformen tun. Die einzelne Sozialform – und hier besonders die generalistisch ausgerichtete Pfarodie – gewinnt dadurch Entlastung, denn sie muss nicht dem Anspruch gerecht werden, möglichst für alle Menschen einen umfassenden Zugang zu allen religiösen Fragen und Bedürfnissen zu bieten, was unweigerlich Überforderung und Überlastung mit sich bringen würde. In der Vielfalt hat jede Sozialform die Chance, sich auf ihre spezifischen Stärken zu konzentrieren und mit ihren Pfunden zu wuchern.

Eine spezifische Stärke der nichtparochialen Formen liegt gerade in ihrer Heterogenität. Sie konzentrieren sich in der Regel auf ein Handlungsfeld und eine bestimmte Thematik und können diese mit den teilweise erforderlichen zusätzlichen Fachkompetenzen konzentriert gestalten. Damit sind sie auch erkennbar als kirchliche Stelle, die öffentlich zu dieser Thematik angefragt werden kann. Eine weitere Stärke liegt in ihrer Flexibilität: Ergeben sich – wie es in der spätmodernen Gesellschaft ja ständig der Fall ist – neue Aufgabenfelder und Themen, mit denen die Kirche sich von ihrem Auftrag her beschäftigen muss, können diese in kategorialen Strukturen relativ rasch etabliert werden. Wichtig ist zudem auch die überregionale Orientierung, die die Kirche ebenso braucht wie die lokale Kompetenz vor Ort. Weiter liegt ihre Chance in der gezielten Wahrnehmung von und Zuwendung zu bestimmten Zielgruppen wie Seeleuten, Menschen im Gefängnis, im Schaustellergewerbe, im Krankenhaus etc., aber auch Menschen ohne religiöse Bindung. Andere Stärken hat sie mit den Ortsgemeinden gemeinsam: Auch sie bieten unterschiedliche Möglichkeiten eines Zusammenspiels von Haupt- und Ehrenamtlichen an, auch sie bieten Gemeinschaft in bestimmten Formen, auch sie setzen um, dass sich die Kommunikation des Evangeliums nicht in Wort und Sakrament erschöpft, sondern Handeln und Reflexion einschließt.

Auch die parochiale Arbeit hat spezifische Stärken. Für diese ist jedoch charakteristisch, dass jede Stärke eine Rückseite aufweist, die wiederum zumindest im Blick auf die gegenwärtige Situation der Spätmoderne eine Schwäche bedeutet. In dieser zeigen sich die Auswirkungen, dass die territoriale Gestalt der Pfarrei bereits aus der Vormoderne und die Gemeinschafts- und Gruppenorientierung aus der Frühmoderne stammt. Das Veränderungs- und Innovationspotenzial liegt insofern vor allem in der spätmodernen Weiterentwicklung der Ortsgemeinde.

⁷ Vgl. Wolfgang Huber – Johannes Friedrich – Peter Steinacker (Hg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die 4. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006, 203–278; sowie Claudia Schulz – Eberhard Hauschildt – Eike Kohler, Milieus praktisch. Analyse- und Planungshilfen für Kirche und Gemeinde, Göttingen 2008.

Das territoriale Prinzip hat zu einer engen Verbindung von Kirche und lokaler Identität geführt, die zunächst Stärken besitzt. Die flächendeckende kirchliche Präsenz macht auch symbolisch deutlich: Wir sind für alle Menschen erreichbar und ansprechbar. Menschen, die regelmäßig den Kontakt zur Kirche suchen, erreichen sie gut; Menschen, die den sporadischen Kontakt, etwa für ihre Trauung, zu Weihnachten oder anlässlich der Einschulung ihres Kindes suchen, finden eine für sie zuständige Gemeinde. Die Verbindung von Kirche und Wohnraum bietet zudem die Chance einer regionalen Identität von Gemeinde, was den Bezug zur Gemeinde stärken kann, wenn die Mitarbeit in der Gemeinde gleichzeitig als Engagement für das Dorf verstanden wird. Damit verbindet sich auch eine nachbarschaftliche, gesellige Komponente, weil man in der Gemeinde Menschen aus seinem sozialen Umfeld wiedertrifft, sich mit ihnen nach dem Gottesdienst austauscht oder im Chor das gemeinsame Hobby pflegt. Menschen mit einem geringeren Grad an Mobilität haben zudem kurze Wege zu „ihrer“ Gemeinde. Dies betrifft eher sehr junge und alte Menschen, eher Menschen unter sozial schwierigeren Bedingungen und eher Menschen mit Krankheit oder Behinderung. Relevant wird dies besonders für die ganz jungen Menschen, denen Gemeinden mit ihrer Kindertagesstätte eine soziale und gleichzeitig religiöse Heimat bieten, ebenso aber in den Besuchsdienstgruppen, die Menschen im sozialen Umfeld im Blick haben. Denn die Kopplung von Kirche und Ort hat auch den Vorzug, dass soziale Nöte und Bedürfnisse in der Gemeinde bekannt sein können und sie sich für diese zuständig fühlen kann – auch über die nominellen oder aktiven Kirchenmitglieder hinaus. „Kirche der kurzen Wege“ und „Kirche als Expertin des Nahbereiches“ können in dieser Situation ihr Potenzial besonders gut entfalten.

Die Verknüpfung von Kirche und Ort hat jedoch auch Schattenseiten bzw. Schwächen: Bevölkerungsgruppen und Biografien, die sich nicht auf Dauer mit einem bestimmten Ort verbinden und über diesen ihre Bezüge entwickeln, werden von dieser Organisationsform schwerer erreicht. Setzt die Parochie auf eine langfristige Bindung an einen Wohnort, wird dieser gegenwärtig häufiger gewechselt; nach einem Umzug schwächt sich häufig die Bindung an die Kirche ab. Heute sind zudem Wohnen, Arbeit und Freizeit für viele Menschen weiter auseinander getreten. Die Erwartung, die in den 1980er und 1990er Jahren auch von kirchlicher Seite geäußert wurde, nämlich dass die Bedeutung des Wohnortes wieder wächst, weil die Menschen dort angesichts der „Unbehaustheit“ der pluralen Gesellschaft Halt und Stabilität suchten, hat sich nicht durchgängig erfüllt. Die Bedeutung des Wohnortes in der Gegenwart ist für Menschen sehr unterschiedlich und steht auch in Beziehung zu der jeweiligen Milieu- bzw. Lebensstilzugehörigkeit. Vor allem diejenigen Bevölkerungsgruppen bzw. Milieus können als besonders kirchen- bzw. gemeindenah gelten, für die der Wohnort eine zentrale Rolle für ihre Lebensbezüge spielt.⁸ Aber auch die sozial schwächsten Bevölkerungsgruppen werden von der Ortsgemeinde nicht angezogen. Das aber bedeutet:

⁸ Vgl. Huber – Friedrich – Steinacker (Hg.), Kirche (s. Anm. 7), 212–236.

Bestimmte Menschen und Bevölkerungsgruppen werden von den vereinskirchlichen Angeboten der Ortsgemeinde mit einer deutlich höheren Wahrscheinlichkeit erreicht als andere. Diese wieder prägen den Charakter von Gemeinden, sodass sich andere Milieus häufig fremd fühlen – dies dürfte ein Grund sein, warum sozial schwächere Menschen trotz ihrer geringeren Mobilität wenig in Ortsgemeinden anzutreffen sind. Dies spiegelt sich in der Zusammensetzung der evangelischen Kirchengemeinderäte: Sie haben überdurchschnittlich hohe Bildungsabschlüsse, hören überdurchschnittlich gerne klassische Musik und klassische Kirchenmusik, die Quote der Erwerbslosigkeit ist sehr gering und 18- bis 34-Jährige sind nur in geringen Zahlen (4,3 %) vertreten.⁹

Diese Problematik wird durch das sog. Zuweisungsprinzip, das Kirchenmitglieder automatisch als Gemeindeglieder einer bestimmten Gemeinde führt, verschärft. Vorteilhaft ist dieses Prinzip zum einen verwaltungstechnisch, zum anderen ist eine klare Zuständigkeit einer Gemeinde für jedes Kirchenmitglied gegeben. Das Zuweisungsprinzip suggeriert jedoch eine Alternativlosigkeit, die so schon lange nicht mehr gegeben ist: Menschen wählen heute häufig selbst, wo sie ihre kirchliche Heimat suchen. Viele Gemeinden tragen mittlerweile selbst dazu bei, indem sie überregionale Angebote entwickeln und Menschen außerhalb ihres Einzugsbereiches ansprechen möchten. Dennoch führt das Zuweisungsprinzip manchmal dazu, dass es kirchliche Haupt- oder Ehrenamtliche kritisch sehen, wenn Menschen „woanders“ ihre kirchliche Heimat finden und von der christlichen Botschaft berührt werden. Hier wird dann die organisatorische Frage auch zum theologischen Problem: Eine Gemeinde kann sich selbst genug werden und ihr Bewusstsein kann zurücktreten, sich als Teil der weltweiten Kirche Jesu Christi zu begreifen.

Auch das in der Frühmoderne nach dem Vorbild der Vereine entstandene Prinzip christlicher Gemeinschaft und sozialer Geselligkeit hat seine Stärken. Die „Kopplung von Religion und Geselligkeit“¹⁰ birgt Chancen, insofern Menschen nicht nur aus religiösen Gründen zum Gottesdienst gehen, sondern auch, um soziale Beziehungen zu pflegen. Allerdings war es immer eine Minderheit, die diese Form von Kirchenbindung pflegt. Die Mehrheit verstand und versteht die Parochie weiterhin in der Logik religiöser Zuständigkeit und nutzt sie bei Bedarf – wenn das Kind getauft werden soll, wenn Weihnachten ist oder in außergewöhnlichen Lebenssituationen. Dies wurde und wird gelegentlich noch kritisch gesehen, sodass die an sozialer Gemeinschaft orientierte Form kirchlicher Beteiligung verabsolutiert wird. Theologisch muss hier jedoch differenziert werden: Zwar ist der Glaube auf Gemeinschaft angewiesen und diese kann durchaus in der Ortsgemeinde gefunden werden, dies ist jedoch theologisch nicht zwingend. Glaube ist ein Geschehen zwischen Gott und Mensch, das in der Taufe begründet wird und von christlicher Gemeinschaft unterstützt wird. Welche Formen

⁹ Vgl. Hilke Rebenstorf – Petra-Angela Ahrens – Gerhard Wegner, Potenziale vor Ort. Erstes Kirchengemeindebarometer, Leipzig 2015, 31.

¹⁰ Isolde Karle, Kirche im Reformstress, Gütersloh 2010, 143.

diese Gemeinschaft annimmt und in welchem Rhythmus sie gelebt wird, ist jedoch flexibel. Sie können – beispielsweise im monastischen Leben – das Alltagsleben bestimmen, sie können wöchentlich orientiert sein – wie im klassischen Gottesdienst-rhythmus –, sie können sich über längere Zeiträume aktualisieren oder zeitlich begrenzt und dann vielleicht besonders intensiv sein. Entscheidend ist nicht, in welcher Form sie stattfinden, sondern was in ihnen geschieht.

Der Neuentwurf der Ortsgemeinde im ausgehenden 19. Jahrhundert wollte mit seinen Angeboten alle Gruppen der damaligen Gesellschaft ansprechen: Kinder, Jugendliche, Frauen, Männer und alte Menschen. In den letzten Jahrzehnten allerdings haben sich die Lebenswege, Lebensformen und auch die Zugänge zu Religion und Kirche noch stärker ausdifferenziert. Viele Ortsgemeinden haben darauf mit einer Erweiterung ihres Spektrums von Angeboten reagiert und versuchen, immer mehr für immer unterschiedlichere Menschen anzubieten. Die Fülle von Aufgaben führt für viele Hauptamtliche und Ehrenamtliche zu einer dauerhaften Überlastung. Dies wurde seit Mitte der 1990er Jahre, als zu den inhaltlichen Fragen zur Zukunft der Kirche die Finanzkrise hinzukam, noch einmal verschärft: Wenn Gelder und Stellen reduziert werden, können die Verbliebenen nur der Fülle der Aufgaben nachjagen.

1.3 Innovationspotenziale der Ortsgemeinde

Welche Perspektiven der Innovation und Veränderung vor allem für die Ortsgemeinde ergeben sich aus dieser Darstellung der Stärken und Schwächen? Dafür greife ich nochmals auf die drei Kirchenbilder Institution, Organisation und Gruppe zurück und versuche deren traditionelle Charakteristika für die Spätmoderne weiterzudenken.

Das Innovationspotenzial des Charakters als Institution bedeutet

- die Tradition der allgemeinen Zuständigkeit der Ortsgemeinde als eine Offenheit für alle Menschen zu verstehen, die in irgendeiner Weise in Kontakt mit dem Evangelium kommen möchten. Das kann über eine Teilnahme an einem Traugottesdienst sein, über einen Einschulungsgottesdienst, in der Notfallseelsorge oder als ehrenamtlich Mitarbeitende für ein Projekt. Wenn sich die Ortsgemeinde in diesen sporadischen Kontakten einladend und warmherzig zeigt, ist das bereits ein Bestandteil der Kommunikation des Evangeliums. Sie ist in dieser Dimension uneigennützig, steht Nichtkirchenmitgliedern ebenso aufgeschlossen gegenüber wie Kirchenmitgliedern, unbekanntem Gesichtern ebenso wie bekannten, Menschen anderer Religionen und Weltanschauungen ebenso wie überzeugten Christinnen und Christen.
- die Tradition der christlichen Begleitung des ganzen Lebens durch die Ortsgemeinde heute vor allem im Blick auf die religiöse Sozialisation von Kindern zu begreifen. Empirische Studien belegen deutlich, dass positive Begegnungen mit der Kirche im Kindesalter wesentlich über die Beziehung zur Kirche und zum christlichen Glauben im Erwachsenenalter entscheiden. Bei zurückgehender religiöser Sozialisation

in der Familie wird die kirchliche Arbeit mit Kindern umso wichtiger. Von daher spricht im Sinne einer nachhaltigen Planung viel dafür, in der Arbeit mit Kindern in der Gemeinde einen Schwerpunkt zu setzen.

- die Tradition der Verbindung der Ortsgemeinde mit dem Alltagsleben vor Ort als intensive Beschäftigung mit den Themen und Bedürfnissen der Menschen im Dorf oder im Stadtteil zu erfassen. Aufmerksame Wahrnehmung und Hinhören sind Voraussetzungen für das Verstehen, welches die Themen des Ortes sind und welche Rolle die Gemeinde dabei spielen kann. Dies entspricht im Ansatz der viel zitierten „Geh-Struktur“; diese war jedoch nicht immer frei von dem impliziten Ziel, die „Botschaft“ besser anzubringen und vielleicht doch noch den einen oder die andere für das gemeindliche Engagement gewinnen zu können. Es macht jedoch einen erheblichen Unterschied, ob ich mit dieser Absicht agiere oder diese Arbeit an sich als Bestandteil der Kommunikation des Evangeliums mit allen Menschen vor Ort verstehe, in dem sich Kirche für oder besser: mit anderen ereignet. Diese Ausrichtung verbindet sich bereits mit einem Aspekt des Verständnisses von Gemeinde als Organisation.

Das Innovationspotenzial des Charakters als Organisation bedeutet

- die Tradition der Kompetenzen der Ortsgemeinde für den Nahbereich als spezifisches Engagement im Gemeinwesen vor Ort zu verstehen. Die christlich unauflösbare Verbindung von Wort und Tat, die gelebte Kommunikation des Evangeliums über das Wort hinaus, findet seine Konkretion im aktiven Engagement im Dorf oder im Stadtteil für und mit Menschen, die in besonderer Weise Aufmerksamkeit und Zuwendung benötigen. Dies kann sich als Arbeit mit Menschen in sozial schwierigen Verhältnissen konkretisieren, als Stärkung der Strukturen ländlicher Räume, als Mittagstisch für Kinder oder als Unterstützung für geflüchtete Menschen.
- die Tradition, als Gemeinde Teil der Gesamtkirche zu sein, zu verstehen und zu verstärken mit einem „arbeitsteiligen“ Verständnis der Kommunikation des Evangeliums. Diese Perspektive fördert die Profilbildung und Schwerpunktsetzung. Gemeinden begreifen sich in dieser Perspektive stärker von ihrer Zusammenarbeit mit anderen Gemeinden und auch mit Diensten und Werken her und arbeiten an der Kommunikation des Evangeliums im Vertrauen darauf, dass es die anderen ebenfalls tun. Die Entlastung und Unterstützung ist dann eine gegenseitige in der Haltung, gemeinsam Kirche zu sein. Dazu gehört auch eine wachsende Kultur der gegenseitigen Wertschätzung anderer Wege mit dem Evangelium, als sie in der eigenen Gemeinde gegangen werden.

Die Begrenzung der Aufgaben ist dabei nicht nur pragmatisch sinnvoll, sondern sie hat auch eine theologische Komponente: Von Gott her gedacht ist das menschliche Bemühen um die Kommunikation des Evangeliums immer nur fragmentarisch und begrenzt möglich. „Theologie beginnt mit der schmerzlichen Einsicht, dass

dem Menschen nichts unbegrenzt zur Verfügung steht: nicht die Lebenszeit und die Lebenskraft. Nicht die Fähigkeit, das Leben konstruktiv, menschenfreundlich und liebevoll zu gestalten. Nicht das Geld. Nicht die Möglichkeit, über bestimmte Bereiche hinaus Einfluss zu nehmen.“¹¹ Keine noch so lebendige und aktive Gemeinde kann den Anspruch erheben, die heilvolle Botschaft umfassend zu leben und zu kommunizieren.

- die Tradition der emotionalen und persönlichen Verbindung zwischen Pfarrperson und Gemeinde so zu nutzen, dass im Zuge der Profilbildung Stellenausschreibungen für alle kirchlichen Berufsgruppen künftig noch spezifischer zu gestalten sind. Wer in der Kirche beruflich tätig ist, muss nicht alles gleich gut können und machen. Die richtige Person mit den entsprechenden Talenten am richtigen Ort dient der Kommunikation des Evangeliums, weil sie diejenigen Handlungsfelder, die dort schwerpunktmäßig bearbeitet werden, für andere ausstrahlungskräftig und für sich selbst befriedigend bearbeitet.

Das Innovationspotenzial des Charakters als Gruppe bedeutet

- die Tradition der vereinskirchlichen Gemeinschaftsbildung zu verstehen als Aufmerksamkeit für unterschiedliche Möglichkeiten, wie Gemeinschaft gelingen kann. Dies kann der Hauskreis sein, der ein langes Stück Lebensweg miteinander geht und sich im Glauben stärkt, es kann aber auch die Gemeinschaft sein, die zeitlich begrenzt im Rahmen eines Gospelprojektes entsteht oder die über Kontinente hinweggehende Gemeinschaft, die auf einer Partnerschaft mit einer Gemeinde in einem anderen Teil der Welt beruht, ohne je dort gewesen zu sein.
- die Tradition der ehrenamtlichen Gestaltung des Gemeinschaftslebens so aufzugreifen, dass die Hauptamtlichen zunehmend weniger Gruppen und Kreise initiieren und leiten, sondern Ehrenamtliche sie bei der Gestaltung und Leitung der Gruppen unterstützen.¹² Diese Überlegungen reagieren auch auf die Überlastung der Hauptamtlichen, sie reagieren aber auch auf die Entwicklung des Ehrenamtes in unserer Gesellschaft und sie zielen auf eine attraktive und lebendige Kirche der Zukunft. Wir wissen mittlerweile aus zahlreichen Studien, dass zunehmend mehr Menschen ein ehrenamtliches Engagement in einem Bereich suchen, der ihnen entspricht, ihre Talente fördert und in dem sie Gestaltungsfreiraum und Verantwortung übernehmen. Unverzichtbar ist dabei allerdings eine hauptamtliche Begleitung, die die Ehrenamtlichen in ihren Kompetenzen und Neigungen fördert – sie sind nicht die Lückenbüsser*innen für die weniger werdenden Hauptamtlichen.
- die Tradition der Gemeindebewegung, Gemeinde nicht nur vom Kirchturm, sondern auch vom Gemeindehaus und seinen Gruppen her zu verstehen, so aufzu-

¹¹ Ulrike Wagner-Rau, *Auf der Schwelle. Das Pfarramt im Prozess kirchlichen Wandels*, Stuttgart 2009, 75.

¹² Vgl. dazu Pohl-Patalong, *Ortsgemeinde* (s. Anm. 4), 230–239.

greifen, dass die Tendenz zu einer so starken Reduktion der hauptamtlich Mitarbeitenden wie im Moment noch einmal überdacht wird. Gerade hinsichtlich der Anforderung einer Begleitung der Ehrenamtlichen, die den Findungsprozess ihres Betätigungsfeldes ebenso einschließt wie die Fortbildung und Unterstützung, ist dies wichtig, denn Gemeindepädagog*innen und Gemeindereferent*innen sind für diese Aufgaben besonders ausgebildet. Gesamtkonzepte für Mitarbeitende in der Region sind erforderlich sowie die Bereitschaft der Ortsgemeinden, diese langfristig mit anderen zu entwickeln statt da zu sparen, wo es im Moment am leichtesten möglich erscheint. Die Verantwortung für die Ausrichtung der Gemeindegemeinschaft mit der Region oder dem Kirchenkreis zu teilen, ist nicht immer einfach. Die Perspektive der gemeinsamen Kommunikation des Evangeliums als Kirche mit dem wertvollen Beitrag jeder Ortsgemeinde dazu kann vielleicht dazu beitragen, diesen Weg in gegenseitiger Wertschätzung und Offenheit zu beschreiben.

2. Kriterien der Veränderungen und ihre implizite Ekklesiologie

2.1 Kirchliche Sozialformen als Menschenwerk

Grundlegend für alle theologischen Überlegungen zur Zukunft kirchlicher Sozialformen ist in diesem Ansatz die Einsicht, dass sich zwar die Kirche als solche göttlicher Stiftung verdankt, ihre Sozialformen aber immer menschlichem Bemühen entspringen, den Auftrag der Kirche in der jeweiligen Zeit gut zu erfüllen. Dies entspricht biblisch dem Befund, dass sich dort kein einheitliches Bild von „Gemeinde“ findet. Die Bibel unterstützt insofern eine Vielzahl von Gemeindeformen, ohne dass sie sie reglementiert. Die Formen, in denen Christinnen und Christen sich gemeinschaftlich organisieren, sind nicht göttlich gegeben oder theologisch festgelegt, sondern immer nur mehr oder weniger angemessen und mehr oder weniger sinnvoll.

2.2 „Kommunikation des Evangeliums als Kriterium

Die kirchlichen Organisationsformen sind jedoch keinesfalls beliebig, sondern müssen sich theologisch daran messen lassen, ob sie dem grundlegenden Auftrag der Kirche entsprechen. Dieser Auftrag scheint mir nach wie vor mit dem von Ernst Lange in den 1960er Jahren geprägten Begriff der „Kommunikation des Evangeliums“ treffend benannt.¹³ Die Kirche hat die Aufgabe, mit den ihr zur Verfügung stehenden Möglichkeiten die Botschaft zu kommunizieren, dass Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist,

¹³ Der Begriff wird bei Lange im Kontext homiletischer Überlegungen, aber auch im Blick auf das kirchliche Handeln insgesamt verwendet (vgl. Ernst Lange, Zur Theorie und Praxis der Predigtarbeit, in: Ders., Predigen als Beruf. Aufsätze (hg. v. Rüdiger Schloz), Stuttgart – Berlin 1976, 9–51, hier 9; 11; 13f. u. ö.

gekreuzigt und auferweckt wurde und auf diesem Weg alle Menschen hineinnehmen möchte in seine Liebe und seinen Heilswillen für die Welt. Der Kommunikationsbegriff impliziert dabei jedoch, dass es nicht darum geht, diese Botschaft auszurichten, sondern es geht darum, dass sie ankommt.¹⁴ Kommunikation ist nie einseitig, sondern immer ein gegenseitiger Prozess. Nun lässt es sich selbstverständlich von außen nicht beurteilen, wo und wann das Evangelium bei wem „angekommen“ ist – Glaube ist immer ein Geschehen zwischen Gott und Mensch und daher theologisch unverfügbar. Er ist zudem ein komplexes Phänomen in diversen Facetten und auf diversen Wegen. Die Kommunikation des Evangeliums geschieht zum einen in Wort und Sakrament, also im gottesdienstlichen Handeln, erschöpft sich aber selbstverständlich nicht darin. Das „Evangelium“ erreicht Menschen in Wort und Tat ebenso bei Bildungsveranstaltungen, im Gespräch am Krankenbett, auf einer Jugendfreizeit, im Rahmen diakonischer Arbeit, in der Kita, bei einem spirituellen Seminarangebot, beim Engagement der Kirche für Flüchtlinge etc.

2.3 Theologische Gleichberechtigung kirchlicher Sozialformen

Kriterium für jede kirchliche Sozialform ist also, ob sie geeignet dazu ist, dass das Evangelium kommuniziert wird und Menschen erreicht. Dieses theologische Kriterium gilt in gleicher Weise für alle Sozialformen der Kirche. Eine Arbeit am kirchlichen Bewusstsein scheint angebracht, dass jedwede Organisationsform nicht selbstverständlich und schon gar nicht Selbstzweck ist, sondern Dienst-Leisterin im besten Sinne des Wortes – sie dient dem Evangelium. Dies bedeutet auch: Die Ortsgemeinde ist zwar eine durchaus legitime kirchliche Organisation, aber sie hat keinen prinzipiellen theologischen Vorrang vor anderen Organisationsformen. Sie muss sich ebenso wie alle anderen Formen auch an ihrem Auftrag orientieren, das Evangelium in der Welt mit aller Welt zu kommunizieren.

3. Spannungen und Konflikte in den Innovationsprozessen

3.1 Konkurrenzen zwischen kirchlichen Sozialformen

Diese Vorschläge dürften zunächst das Konkurrenzverhältnis verstärken, das zwischen parochialen und nichtparochialen Arbeitsformen, zwischen territorialem und kategorialem Handeln besteht. Diese Konkurrenz lässt sich bereits durch die gesamte Kirchengeschichte hindurch nachweisen,¹⁵ beispielsweise im Streit zwischen Gemeindeglieder und Bettelorden (Franziskaner und Dominikaner) im 12. und 13. Jahrhundert

¹⁴ Ausführlich zum Kommunikationsbegriff vgl. Hauschildt – Pohl-Patalong, Kirche (s. Anm. 2), 411–415.

¹⁵ Vgl. Pohl-Patalong, Ortsgemeinde (s. Anm. 4), 64–131.

über Rechte und Gelder, letztlich aber über die Frage, zu wem die Menschen gingen, oder in Konflikten zwischen Personalgemeinden und Ortsgemeinden im 18. Jahrhundert. Denn sie liegt strukturell durchaus nahe, insofern das territoriale Prinzip traditionell als eine religiös vollständig umfassende Zuständigkeit verstanden wurde. In dem Maße, in dem die Ortsgemeinden aber Profil und Schwerpunkte entwickeln und sich in der Kommunikation des Evangeliums als Teil der Gesamtkirche begreifen, dürfte dies zurücktreten – zunächst einmal erschwert aber das generalistische Selbstverständnis diesen Prozess.

3.2 Vorrang der theologischen Perspektive

Solange nicht von der gemeinsamen Aufgabe, sondern von den Sozialformen und ihrer Verteidigung her gedacht wird, liegt ein finanzieller Verteilungskampf nahe. Sieht man die Ortsgemeinde als die vorrangige oder „eigentliche“ Sozialform der Kirche, erscheinen Ressourcen für andere Sozialformen als Mittel, die den einen zugunsten der anderen genommen werden. Betrachtet man jedoch beide in der Perspektive der Kommunikation des Evangeliums als Auftrag der Kirche, entscheidet man über die Verteilung der Ressourcen in einer inhaltlich-theologischen Perspektive.

3.3 Vom gemeinsamen Auftrag her denken

Meine Vision für die kirchlichen Sozialformen lässt sich insofern dahingehend zusammenfassen, dass sie sich künftig von ihrem gemeinsamen Auftrag her begreifen, das Evangelium in Wort und Tat mit möglichst vielen Menschen des 21. Jahrhunderts zu kommunizieren und dass sie gemeinsam fragen, welche Aufgaben in welcher Form und auch von welcher Sozialform am sinnvollsten bearbeitet werden können. Auf dieser Basis muss dann nicht zu gegenseitigem Respekt und Wertschätzung und zu einem Interesse aneinander aufgefordert werden, denn dies entsteht von selbst aus der Erkenntnis, dass die anderen mit der gleichen Aufgabe beschäftigt sind wie man selbst: Evangelium kommunizieren mit Menschen des 21. Jahrhunderts auf vielfältigen Wegen.

Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong Christian-Albrechts-Universität zu Kiel Institut für Praktische Theologie Leibnizstr. 4 D-24118 Kiel Fon: +49 (0) 431/880-2354 E-Mail: upohl-patalong(at)email.uni-kiel(dot)de Web:// www.theol.uni-kiel.de/de/professuren/pt-pohl-patalong/team/patalong
